

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 111.

Posen, den 3. November 1927.

Nr. 111.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Wand.

30. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Therese! Hören Sie auf,“ stieß Beethoven fast entsetzt hervor. „So müßte ich denn auf all mein Lebensglück verzichten, um nur meiner Kunst zu dienen? Das wäre zu grausam vom Schicksal. Dann wäre alles zu teuer erkauft, und ich möchte jene himmlische Gabe von mir werfen, um mir lieber ein bißchen irdisches Glück zu erringen, wie jener Hans mit seiner Grete!“

„Beethoven, sprechen Sie nicht so laut,“ mahnte Therese den von seiner Erregung Hingerissenen, „man hört uns sonst im Park oder im Haus.“

„Ich muß es aber sagen, Therese, ich kann und will nicht so fortgehen, ohne ein weibliches Wesen an meiner Seite zu wissen, dem all mein Leben und Wirken, dem ich selbst mit all meinem Sein und Sinnen angehört; Sie müssen mein Weib werden, Komteß Therese, meine Gattin, mein Genius, mein Alles!“

Er faßte ihre beiden Hände und preßte dieselben an sein hochklopfendes Herz, als wollte er all seine Gefühle in sie hinüberlentzen . . .

Therese wurde blaß und rot, und sie erbebt in einem Schauer, der sie beseligte und bedängstigte. Sie preßte die schmalen Lippen fest zusammen, als wollte sie die Worte zurückdrängen, die sich unwillkürlich über sie drängten.

„Beethoven — Ludwig! Ich liebe Sie, vielleicht noch weit mehr, als Sie mich; aber diese Liebe ist mir ein Hohes, Heiliges, das nicht mit dem Maße des Alltags gemessen werden kann, das nicht nach Brauttschaft und Heirat fragt, sondern rein und erhaben über uns schwebt, wie der urewige Gedanke der Göttlichkeit!“

Ihre Hände waren ineinander geglitten, und sie standen stumm und starr; nur die Augen trugen ihre ganze Seele zur Schau und ruhten ineinander, gleich, als wollten sie sich auf den Grund sehen . . . Wie eine Doppelstatue standen die beiden vom Sonnenglanze umstrahlt da, einen breiten Schattenstreifen von einer der Binden zwischen sich, der das leuchtende Doppelbild trennte — ein Symbol der Scheidewand, welche Thereses Worte soeben zwischen ihnen aufgerichtet hatte. So standen sie weltvergessen und von einem inneren Sturme durchbraut da, regungslos, und das Schweigen sagte mehr, als es Worte vermocht hätten, daß ihre Herzen, ihre Seelen zu einander gehörten, für immer . . .

Therese fuhr auf und entzog ihm ihre glühenden Hände.

„Man kommt!“ lispelte sie leise.

Beethoven stieß einen leisen, gramgefüllten Seufzer aus und trat rasch einen Schritt zurück.

„Ich habe doch nicht gestört?“ fragte verbindlich Graf Franz, der ganz unversehens gekommen war und sich ihnen diskret genähert hatte.

„Nein, durchaus nicht, Franz!“ sagte Beethoven, seine Verlegenheit bemeisternd. „Deine Schwester erklärte mir das Wesen ihres idealen Reiches hier . . .“

„Und was erklärtest du ihr?“ scherzte Franz beziehungsweise.

Beethoven sah ihn mit einem Blicke des Vorwurfes an und schien ihn zu bitten nicht mit seinen heiligsten Gefühlen zu spielen.

„Was sollte ich zu erklären haben?“ sagte er nach einer kleinen Pause.

Graf Franz, der die Situation erkannt hatte, lächelte sein.

„Nun, das, was ich an deiner Stelle schon längst erklärt hätte, Ludwig! Du liebst meine Schwester Therese, und sie liebt dich . . .“

Die beiden fuhren auf, als wollten sie Franz ins Wort fallen, doch dieser fuhr in seinen Worten ohne Pause fort:

„ . . . und ich fände nichts natürlicher und einfacher, als wenn ihr beide, die das Schicksal für einander bestimmt zu haben scheint, ein Paar würdet, ein glückliches Paar!“

„Ein glückliches Paar?“ wiederholte Beethoven leise und bewegt. In seiner Stimme lag ein Unterton von Glück und banger Sorge, von Zuversicht und Zweifel.

Theresens Lippen zuckten, doch sie sprach kein Wort; dafür rannen zwei heiße Tränen über ihre bleichen Wangen.

„Nun, das ist ja eine ganz merkwürdige Wirkung meiner Worte auf euch,“ sagte Graf Franz ernst, „und ich hätte geglaubt, daß ich euch endlich den erwünschten Anstoß gegeben habe, euch zu erklären und dem jahrelangen Zagen und Bangen ein Ende zu machen.“

„Franz, du verkennst uns beide,“ rief Beethoven bellommen aus. „Ich bin geboren, um zu schaffen und zu lieben, aber nicht, um glücklich zu sein!“

„Das sind Einbildungen, lieber Ludwig! Und du, Therese?“ wandte sich Franz an diese.

„Du weißt, Franz, wie sehr ich Beethoven liebe, wie ich ihn vergöttere, und trotzdem . . .“

„Ihr seid beide recht komische Menschen!“ lachte Franz auf. „Ich sehe schon, ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen müssen, um aus euch beiden ein Paar zu machen. Mama ist genau so einverstanden wie ich und Josephine, und wenn das auch nicht der Fall wäre, welche Macht der Welt könnte zwei Menschen, wie Ihr es seid, daran verhindern, euch zu vereinigen und glücklich zu werden?“

Beethoven sah mit dankbarer Bewunderung zu seinem Fürsprecher auf.

„Wenn du in unsere Herzen sehen könntest, Franz,“ begann Therese nach einem lauten, gepreßten Aufseufzen, „dann würdest auch du uns verstehen.“

„Was gibt es da zu verstehen, Therese? Ludwig fehlt nur der Mut zu einem Entschluß, der seit Jahren in ihm feststeht, und du — du scheinst vor lauter Sympathie zu ihm in dasselbe Fahrwasser geraten zu sein.“

„Franz, ich meine, du hast nur zu sehr recht,“ sagte Beethoven und erfaßte mit festem Drucke des Freundes Hand. „Sei mein Anwalt bei deiner Mutter und sprich für mich; ich bitte dich darum!“

„Gerne lieber Ludwig, und noch heute soll dies ge-“

sehen! Wenn mich nicht alles täuscht, können wir dann noch heute Verlobung feiern!"

"Franz!" Wie ein Ageruf kam der Name von Theresens Lippen.

"Was, meine liebe Schwester?" fragte er betroffen.

Beethoven sah mit bebenden Lippen auf Therese hin, und in seinen Augen wetterleuchtete es vor innerer Erregung.

"Franz, ich bitte dich, tue das nicht!" sagte sie leise und fast flehend.

"Warum nicht, Therese?"

"Weil es nicht sein kann, Franz, weil es nicht sein darf!"

"Therese, was spricht du da?" fuhr Beethoven verzweifelt auf.

Sie sah ihn mit einem unendlich tiefen, langen Blick an, in dem ein ganzer Himmel voll Liebe lag, und streckte ihm herzlich beide Hände entgegen.

"Ludwig, ich liebe dich; liebe dich, wie nur je ein Weib den Mann ihres Herzens geliebt hat, seit dem Tage, da ich dich zum erstenmal sah, und meine Liebe erfüllt mich mit hohem, herrlichem Gefühl . . ."

"Nun, und trotz alledem?" Beethoven küßte ihr glühend beide Hände.

"Mein Herz, das nur für dich schlägt, sagt mir, daß ich dich lieben muß, aber es sagt mir auch, daß wir beide nicht für ein gemeinsames Glück, für ein Leben Seite an Seite geschaffen sind, Ludwig! Du bist ein großer Künstler, der der ganzen Welt gehört — ich eine kleine Komtesse . . ."

"Nicht der Welt gehöre ich," sagte Beethoven auf, "nur dir, dir allein, Therese!"

"Das wäre eine Sünde an der Menschheit, Ludwig, dich ihr zu rauben, und dieses Verbrechen will ich nicht begehen!"

"Therese!" Ein Schluchzen erslickte fast Beethovens Kehle. "An deiner Seite würde ich die herrlichsten Werke schaffen . . ."

"Ich will dich lieben bis an das Ende meiner Tage, Ludwig, aber eine Heirat zwischen uns wäre ein Unglück für dich und — für mich!"

"Therese!" Graf Franz und Beethoven riefen es wie aus einem Munde.

Die Komtesse warf einen langen, bangen Blick auf beide und schritt wie eine Königin, stolz und dabei innerlich gebrochen, langsam und feierlich davon.

Beethoven und Graf Franz sahen ihr mit wehen Blicken nach.

"Armer Ludwig!" rief der Graf voll tiefsten Mitgeföhls.

"Arme Therese!" seufzte Beethoven auf . . .

"Kopf hoch, Ludwig! Sie wird deine Braut — in alle Ewigkeit!"

Beethoven schüttelte ernst das Haupt.

"Ich glaube nicht daran!" sagte er leise, und mit Tränen auf den bleichen Wangen schritt er mit seinem Freunde auf das Schloß zu.

XII.

Der Bräutigam ohne Braut.

Nach monatelangem Aufenthalt in Martonvasar war Beethoven im Herbst 1806 nach Wien zurückgekehrt, und in einsamen Stunden dachte er oft und immer wieder an die bitter-süßen Stunden zurück, die er in trautem Beisammensein mit seiner geliebten Therese dort verlebt hatte. Es war zu einer formellen Verlobung gekommen, der nur die Mitglieder der Familie beigewohnt hatten und von der niemand Nachricht gegeben worden war. Das Ereignis blieb für die Welt ein Geheimnis und legte damit die begründete Vermutung nahe, daß durch diese Verlobung die Beziehungen zwischen den beiden eigenartigen Leuten nur ein äußerliches Cachet erhalten sollten.

Beethoven saß sinnend vor seinem Klavier und ließ seine Erlebnisse in Martonvasar Revue passieren. Zwei-

mal war er während seines dortigen Aufenthaltes mit der gräßlichen Familie in Pest gewesen, wo er ungemein herzlich und mit reichen Ehrungen aufgenommen worden war; einmal am Plattensee, und die übrige Zeit hatte er im Schlosse, dem weitläufigen Park und auf dem Gute der Brunswicks verlebt. Täglich gab es Gäste aus der Umgebung und der Landeshauptstadt, gemeinsame Mahlzeiten, die je nach dem Wetter im Schloß oder im Garten eingenommen wurden, und Therese wanderte gar oft mit ihm allein durch die Wälder und Felder dahin, wobei sie von ihrer Liebe sprachen, von ihren Zukunftsplänen, nur vom Heiraten nicht.

Beethoven fuhr aus seinem Sinnen auf. Seit seiner Heimkehr war er ruhiger und besonnener geworden und hatte die Weigerung Theresens, seine Gattin zu werden, mit Gleichmut ertragen, wenngleich seine Liebe zu ihr immer dieselbe geblieben war. Seine zunehmende Schwerhörigkeit, die an manchen Tagen sich zu völligem Taubsein steigerte, hatte ihn verschlossener und menschenscheuer denn je gemacht, und damit trat auch seine Liebe zu Therese mehr in den Hintergrund. Die Klavierstunden fanden nicht mehr täglich statt, da Beethoven von Kompositionsarbeiten stärker in Anspruch genommen war, aber Tag und Nacht schwebte ihr holdes Bild um ihn, und immer hoffte er auf eine Sinnesänderung bei ihr, die er um so bestimmter erwartete, weil Therese niemals klar ausgesprochen hatte, warum sie ihm trotz ihrer Liebe und dem vollen Einverständnis ihrer Familie ihre Hand verweigerte. Er war daher nur auf Vermutungen angewiesen, die zum Teil seine eigene Person betrafen, sein launisches Temperament, seine Schwerhörigkeit, seine trotz alles Ruhmes noch immer ungesicherte Existenz und anderes, zum Teil ihre begreifliche Scheu, sich an einen Mann zu binden, der ihr so gar nichts bieten konnte, als die Hoffnung auf Ruhm und Erfolge. Das war wohl trotz aller Liebe zu wenig, um Therese zu einem Bund für das Leben zu bestimmen, um so mehr, als sie schon wiederholt hatte durchblicken lassen, daß sie daran denke, niemals zu heiraten.

Sollte es ihm etwa mit Therese ebenso gehen wie mit Giulietta, die ihn doch auch geliebt hatte, und dann doch dem Laffen, dem Grafen Gallenberg, die Hand gereicht hatte, um an dessen Seite unglücklich zu werden? Nein, dazu war Therese zu klug, zu überlegend und von zu vornehmer Denkungsart.

Beethoven fuhr aus seinem tiefen Sinnen auf.

Heute war Dienstag, und er sollte Therese wieder besuchen. Er war nicht in der Stimmung hierzu, und doch wollte und durfte er nicht fernbleiben, obwohl er wußte, daß man ihm eine Absage nicht übernehmen würde.

Er erhob sich, um für den Besuch bei Brunswicks Toilette zu machen. Auf seinem Klavier lagen hundert die eben geschriebenen Notenblätter durcheinander, darunter Kragen, Halsbinden und andere Toilettestücke, die er stets achtlos hinwarf, wo er eben stand. Im Spiegel sah er sein ernstes, bekümmertes Antlitz, das ihn weit älter als seine sechsunddreißig Jahre erscheinen ließ, und er versuchte, eine heitere Miene aufzusetzen. Der Versuch mißlang. Seine Stirn trug tiefe Falten, über der Nasenwurzel zogen zwei senkrechte Falten empor — nein, heute mußte er einen noch böseren Eindruck machen als sonst . . . Unwillig riß er die Halsbinde weg, die nicht ordentlich sitzen wollte, und er stieß einen halb unterdrückten Fluch aus. Nein, er wollte heute nicht unter Leute gehen, am allerwenigsten zu Therese und ihrer Familie . . .

Ein starkes Klopfen an der Thür machte ihn aufhorchen.

Auf sein mürrisches „Herein!“ ging diese auf, und Graf Franz Brunswick trat mit lebhaften Schritten in das Gemach.

„Nun habe ich mindestens schon zehnmal geklopft, bevor du mich hörtest, Ludwig!“ rief er, ein wenig indigniert.

„Wirklich? Ich hörte dich eben jetzt erst, Franz! Verzeihe, aber ich habe gerade heute wieder so einen ganz vertrackten Tag, an dem ich schlechter höre, und überhaupt . . .“ Er brach plötzlich ab.

„Dann ist es wohl gut, daß ich zu dir gekommen bin, um dich von deiner Verstimmung zu befreien, Ludwig?“

„Möglich! Was führt dich zu mir, mein Lieber?“

„Eine Kleinigkeit! Therese ist heute nicht in der Laune, Klavier zu spielen . . .“

„Sie auch nicht?“ unterbrach ihn Beethoven.

„. . . und da ladet sie dich ein, mit ihr einen kleinen Spaziergang zu machen, weil sie doch nicht darauf verzichten will, dich zu sehen und zu sprechen.“

In Beethovens Augen blitzte es freudig auf.

„Ah, das ist aber lieb von Therese! Und da hat sie dich ersucht . . .“

„Ich habe mich selbst angeboten, zu dir zu eilen und dir zu sagen, daß sie dich im Augarten erwartet an der ersten Allee links vom Schlosse!“

(Fortsetzung folgt.)

Gemsjagd.

Von Paul Betterli.

igad ist Stimmung. Sie kann als solche alle dämonischen, aber auch edlen Triebe im Menschen wecken. Jäger sein bedeutet mancherlei: brutaler Vernichtungswille hier, herzliche Liebe zum Geschöpfe dort, der eine ein hemmungsloser Schießer, der andere ein treuer Jeger und Pfleger.

Gemsjagd! Naturverlorenes, wildnisfrohes Jägerleben! Urfreies Streifen durch Felsen und Klüften, Schrofen und Schründe. Wer möchte den nicht beneiden, der mit der Büchse an der Schulter den einsamen Bergpfad unter die Genagelten zwingt, wie ein König über die Alpenweiden schreitet, mit Falkenaugen das Gelände durchspäht und Beute sucht! Wer wollte den Stolz dessen verurteilen, dem es vergönnt ist, in der duftigen Bläue klarer Vorbergschnee den Niederungen zu entfliehen und sein Herz in die große Einsamkeit und majestätische Ruhe der Berge zu reiten! Ja, beim lotrechten Gemsjäger muß man aus Blick und Gebärde erkennen, in welcher Welt er sich bewegt. Es muß da ein felsentropisches, steilwandelgerades und wiederum alpbäumenfrohes Wesen zum Ausdruck kommen. Jener Mann muß es sein, den jägerische Leidenschaft von Haus und Hof und Kind losreißt, ins Gebirge hebt, zu nachstundlangen Aufstieg vorwärtspeitscht, ihm den Fuß auf den schmalen Vorsprung fest, die Nägel in die Laichenwurzeln krallt und über nebelbedelndem Abgrund ihn mit seinem Blute an die Felsen klebt, damit er den starken Bock erlegen kann, für dessen kapitale Wideln er auch sein Leben in Gefahr zu bringen wagt. Dieser Mensch, in dessen Seele alle Dämonen der Jagdpassion beim Erspähen der begehrten Beute entfesselt werden, muß es auch wieder sein, der den Abzug nicht berührt, in dessen Antlitz alle Freude spielt, stehen vor ihm junges Wild und Muttertiere.

Schließlich ist auch mit Jagen und Schießen nicht alles ausgedrückt, was der Weidmann auf seinen Rutschgängen und während heimlich-stillen Anstichstunden fühlt. Von diesem anderen aber wissen die Leute nichts. Denn es ist für den Jäger selbst ein Geheimnis: Das Wunder des Naturerlebens, das alltagferne, feierstundgeweihte Schauen, das andachtsvolle Horchen auf das Konzert des großen Organisten, der mit den Kehlen winzig kleiner Sängler und den niederstürzenden Lawinen seine Registrierung schafft. Die seelische Vereinfachung ist es, die des Jägers Handwerk weicht. Warum lernt die große Masse den Jäger nur als Schießer und als Lötter und nicht auch als Tempeldiener der Natur, als Anwalt seines Wildes?

Aber halt, ich wollte ja von der Gemsjagd erzählen, von einem Weidgang auf das edle Kridelwild. Wer Lust hat, möge mich begleiten.

Der Aufstieg ins Jagdgebiet! Im Rucksack haben wir Proviant für acht Tage, dazu noch einige Kleidungsstücke und eine Wolldecke, keine geringe Last, aber je näher wir unserem Jagdgebiet kommen, um so weniger spüren wir sie. Die jägerische Leidenschaft verdoppelt auch die Körperkräfte.

Da hollwerk die Alpkütte aus einer Mulde herbor. Wir sind hungrig, aber bevor wir die Rucksäcke öffnen, nehmen wir unsere Prismengläser zur Hand und spiegeln das Gelände ab. Jetzt, da die Abendgatten an den Felsen wachsen und Dämmerflühe durch die Nischen weht, mag uns der Berggeist wohl am ehesten den längst ersehnten Anblick seiner Herde gönnen. Die Gemsheute ist nicht, am heißen Tag im freien Kar herumzutreten, und bleibt darum am kühlen Ort verborgen, so lange die Hitze auf den Gängen haßt. Weil wir Stand und Wechsel unseres Wildes kennen, haben wir die steilen Berggassen halb entdeckt. An graue Felswand hingeklebt, dort über schmale Grate wechselnd nach dem weißen Nasenband, an dem das Riesenmaul der Abgrundtiefe mit rauher Schrofenzunge lezt, dann plötzlich aus dem Laichenwirrwirr wie zum Todesprunge an der erbrutschwürbigen Lehne sicheren Laufens niederstürzend, zeigen sich die fahlen und zum Teil schon winterfarbig dunklen Körper. Während wir das Felsenlabyrinth mit dem verstärkten Blick zerrupfen, wird Mutmaßung und Meinung ausge-

tauscht, ob das einsam bergwärts ziehende Stück der altbekannte Kapitalbock sei, dem wir so manchen Weidgang schon umsonst geopfert haben.

Mit Brand im Blide folgen wir dem Starke. Nun sind wir sicher, daß es der Kapitale ist. Scharf hebt er sich vom Horizonte ab. In kraftvoll-edlen Linien strich der schwarze Körper tief in die kobaltne Ferne. Verlohtes Sonnenfunkeln spielt um zackenspitze Felsenpyramiden. Ein letzter Lichtstrahl trifft den stolzen Wächter und läßt ihn wie ein Berggeist in die Höhe wachsen. Wir schmieden unseren Plan für morgen: Mein Freund besetzt den oberen Stand und ich den unteren. So wird er sicherlich dem einen von uns beiden vor die Büchse laufen. Und bleibt er aus, dann hirschen wir mit Nagenschritt die Nischen durch, verweilen hier und harren dort, erluchsen mit bewehrtem Auge alle Nischen, Winkel und Vertiefe. Verwegenen Fußes winden wir uns längs der Steilwand hin und gleiten lautlos über die gestuften Felsen in die schattentüchlichen Wasserinnen. So tobt schon jetzt der Kampf in unserer Brust, der Streit der Sinne wider Sinne. Gerade darin liegt der größte Reiz der Jagd, das sinnenhochbegabte Wild zu meistern und zu überlisten.

Doch jetzt zurück in unsere Hütte. Ein Feuer prasselt in die Stille und redet mit dem Siedewasser urvertraute Clementenworte. Dann kriechen wir ins Heu und träumen vom starken Bock, der uns im Schlafe noch zum Narren hält und sich mit miederendem Gelächter über unsere kraftlos abgeprallten Kugeln lustig macht.

Da weckt uns jäh des Jagdaufsehers Stimme. Im Kopfe ist uns Katzenjammerlich. Da hilft nur eine Dusche kalten Wassers. Bewaffnet mit Gewehr und Prismenglas verlassen wir die Hütte. Tigerfarbiges Nachtgezelt ist ausgespannt. Als alitten Schwingen eines vorstimmlich großen Vogels durch den dunklen Raum, so rauscht es von den Klüften her ins Wipfelholz. An schraubverstehten Wasserflüßtern Gnomen und reden von den Schätzen im verborgenen Bergestammern. Aus finsternem Meer schwimmt eine Welle Licht ans Land. Sie weist mir meinen Weg zum Steilavat hin. Da mache ich mich klein und stoße den Blick bald da, bald dort in die verummunte Welt und gucke immer tiefer hinter die Kulissen. Da pflügt ein Adler durch die Luft und bahnt dem Tag den Pfad zum Berge. Ein Steineln unter mir, — zwei, drei, fünf Gemien, Muttertiere mit den Kitzen!

Und dort?! — Hüf, Hubert, dort steht der starke Bock! Ein Laufen nach der Büchse. Noch ist's zu weit. Doch was geschieht? Er wechselt nach der Grenze. Ins Nachbarliche zieht er hinüber, als wüßte er, daß hier zwei Büchsen auf ihn lauern. Jetzt steht er auf dem Grat, der unser Jagdgebiet von dem des Nachbarn trennt. Verzweifelt suche ich mit der Büchse Ziel. Nein, dieses weiten Schuß bereitet mein Gewissen. Nun sinke ich ganz in mich zusammen. Jenseits der Grenze ist der Bock. Da kramt ein Schuß aus jener Richtung an mein Ohr und wirft mich beinahe in den Abgrund. — Zwei Tage später hören wir, daß unser Bock von einem Bauernjäger erlegt und samt dem kapitalen Kopfschmuck an einen Wildbrethändler in der Stadt verschleudert worden sei. — Hubert, bergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut.

Künstliche Herzbelebung.

Die Medizin rückt in der letzten Zeit dem edelsten Organ des menschlichen Körpers, dem Herzen, das lange Zeit in jeder Beziehung für unantastbar galt, mehr und mehr zu Leibe. Man beginnt, seine geheimnisvollen Funktionen immer eingehender und sorgfältiger zu studieren, man sucht sich längst nicht mehr, auch operative Eingriffe vorzunehmen und vor allen Dingen in den letzten Wochen sind in der medizinischen Fachpresse immer wieder Mitteilungen über eine künstliche Belebung der Herzaktivität bekannt geworden. Erst kürzlich berichtete man über einen pneumatischen Apparat, mit dem in Fällen von Gasbergiftungen und Betäubungen durch elektrische Schläge nicht nur eine künstliche Atmung, sondern auch ein künstlicher Blutdruck und somit eine künstliche Herzaktivität erzeugt werden konnte.

Heute nun berichtet in der „Medizinischen Klinik“ Professor Zülzer-Berlin über ein neues von ihm entdecktes Hormon, das eigenartige Wirkungen auf die Herzaktivität ausübt. Die Hormone, die einen Hauptbestandteil der medizinischen Forschung darstellen, sind bekanntlich Säfte, die die einzelnen Drüsen im menschlichen Körper absondern und die in ihrer Zusammensetzung und Entscheidung sowie in ihrer Funktion gänzlich voneinander verschieden sind. Immer neue Hormone entdeckt die Wissenschaft und studiert sie in allen ihren Eigenschaften. Das bekannteste Hormon ist in letzter Zeit das von der Bauchspeicheldrüse abgesonderte Insulin, dessen Fehlen bekanntlich als Ursache der Zuckerkrankheit gilt. Auf dem letzten Kongress für Verdarungs- und Stoffwechsellkrankheiten in Wien hat allerdings der Crozer-Pharmakologe Professor Zülzer-Berlin festgestellt, daß das von ihm in der Leber gefundene Hormon Glykamin ebenfalls von außerordentlicher Bedeutung für den Stoffwechsel ist und ebenfalls durch sein Fehlen eine der Ursachen der Zuckerkrankheit ist. Professor Zülzer-Berlin, der übrigens schon vor dem Kriege weit fortgeschrittene Versuche über die Herstellung des Insulin gemacht hatte, hat nun neuerdings aus der Leber ein Hormon gewonnen, das er Gutomon nennt. Dieses Gutomon ist es, das bei Laboratoriumsversuchen außerordentliche Wirkungen auf die Herzaktivität zeigte.

Man weiß seit langem, daß das Herz eines eben getöteten Frosches, wenn es mit Vorsicht aus dem Froschkörper feziert wird, noch eine kurze Zeit ein gewisses Eigenleben führt, und man hat Methoden gefunden, dieses Eigenleben noch etwa 24 Stunden zu verlängern, indem man mit Hilfe eines Glas-

röhrens eine von dem englischen Physiologen Ringer erfundene Lösung aus Kochsalz, doppeltkohlensaurem Natron, Chlorcalcium und Chloralkali in das Herz einführt. Unter dem Einfluß der sogenannten Ringerschen Lösung setzte das Froschherz seine bekannten Bewegungen, die aus Zusammenziehen und Ausdehnen bestehen, fort. Diese künstlichen Herzbewegungen hat man mit Hilfe einer besonderen Apparatur registriert. Ein kleiner Hebelarm überträgt wie ein feiner Seismograph die Zickzackkurve der Herz-tätigkeit auf einen sich um die Achse drehenden Papierzylinder. So entsteht eine Kurve, wie wir sie alle schon auf den bekannten Thermometer- und Barometer-Kurven gesehen haben, von der man die Stärke, Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Herzschlages ablesen kann. Professor Zülzar hat nun zunächst dieser Ringerschen Lösung einige Tropfen des von ihm aus der Leber gewonnenen Cutomom zugesetzt. Die Zusammenziehungen wurden sofort sehr viel heftiger, so daß die Kurvenspitzen erheblich höher lagen als bei der normalen Herz-tätigkeit. Das Experiment wurde nun so festgesetzt, daß man an Stelle der Ringer-Lösung und des Cutomom Gift in die kleine Pipette und somit in das Froschherz einführt. Nach einigen Zuckungen steht das Herz still, es ist tot, und der kleine Seismograph schreibt eine vollkommen gerade Linie auf den sich drehenden Papierzylinder. Auch mit Hilfe der Ringerschen Lösung, die man nunmehr ansetzt, gelingt es nicht mehr, das Herz zum Schlagen zu bringen. Bei den Experimenten versuchte Zülzar mehrfach, das kleine Froschherz völlig mit der Ringerschen Lösung auszuspielen und entfernte so das Gift vollkommen. Trotzdem gelang es nicht, das Herz wieder zum Leben zu erwecken. Als er nun aber sein Cutomom wieder in die Pipette einfüllen ließ, begann das Froschherz von neuem zu schlagen, erst langsam und unregelmäßig, dann allmählich gleichmäßig und stark wie früher. Die Versuche wurden mehrfach überholt und gelangen schließlich so gut, daß ein Froschherz, das schon 45 Minuten lang seine Herz-funktionen völlig eingestellt hatte, durch das Cutomom wieder in Tätigkeit gesetzt wurde.

Vorläufig sind diese Versuche mit dem Froschherzen natürlich Experimente im Laboratorium, und die medizinische Wissenschaft weiß längst, daß sie nicht ohne weiteres von den Wirkungen auf das Froschherz auf Wirkungen beim Menschenherzen schließen kann. Aber schließlich haben so alle medizinischen Experimente begonnen und sind erst später mit großer Vorsicht auf den menschlichen Organismus angewandt worden. Die Entdeckung Prof. Zülzars ist deshalb von außerordentlicher Bedeutung, und es ist heute noch nicht abzusehen, welche Bedeutung dieses neue Hormon für Wiederbelebungsversuche und für die Bekämpfung von organischen Herzkrankheiten gewinnen kann.

Dr. Alfred Wille.

Rund um den Erdball.

Der eine machts, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Warme Füße in Riga.

Die Stadt Riga hat beschlossen, in den Straßen kleine heizbare Verkehrsinseln anbringen zu lassen, damit die Schulkinder im kalten Winter warme Sohlen bekommen. Bisher hat man in Riga auf offener Straße den ganzen Winter über große Holzfeuer unterhalten, an denen sich Passanten und Kolligisten ständig wärmen konnten. Das müssen hübsche Bilder gewesen sein, wenn der Verkehrsschuhmann eine Hand ins Feuer hielt und mit der anderen die Wagen, Pferde und Fußgänger dirigierte.

Die falsche Sprache erlernt.

Ignaz Moz war vor Jahren aus Warschau ausgewandert und in England zu Wohlstand gelangt. Da dachte er an seinen armen Bruder Moses, der immer noch daheim saß, und er schrieb ihm: „Komme nach London, du sollst es gut haben. Lerne aber vorher Englisch.“

Das tat Moses mit großem Fleiß, und er bezahlte kein schlechtes Geld dem Studenten, der ihm seine neue Muttersprache beibrachte. Dann fuhr er nach London. Auf dem Bahnhof fiel er seinem Bruder um den Hals und rief:

„Salve frater! Moses te salutat. Quod novi in familia nostra?“ Ignaz verstand kein Wort, aber auch Moses verstand nicht, was Ignaz sagte, denn der Student, der selbst kein Englisch konnte, hatte ihm als Ersatz lateinischen Unterricht gegeben!

Er küßte sie alle.

Der englische Hausbesitzer James Behgerd aus Essex, ein Mann von sechzig Jahren, ist zu zwei Monaten Einzelhaft verurteilt worden, wegen „Ueberfalls auf eine Frau“. Diese Dame, Misses Macdonald, ist 84 Jahre und Mieterin in seinem Hause. Sie beschwerte sich darüber, daß Behgerd sie am Ersten jeden Monats küßte, wenn er die Miete abhole. Er aber sagte aus, daß er seit dreißig Jahren alle seine Mieter zu küßen pflege, und daß sich bisher noch niemand darüber beschwert habe! Niemand aber konnte herausbekommen, weshalb Misses Macdonald sich nicht nach dem ersten Kuß schon beschwerte. Vielleicht, weil sie später merkte, daß Herr Behgerd auch andere Damen zu küßen pflegte?

Junggesellen haben es schwer.

Man weiß, daß überall Versuche gemacht werden, die Junggesellensteuer einzuführen; so auch in Tilburg (Holland). Aber

dort trieb der Antrag auf Widerstand in der Stadterordnetenversammlung, welche folgender Entschliebung zustimmte:

„Wenn ein Junggeselle heiratet, tut er es deshalb, weil Mann und Frau gemeinsam besser durch das Leben kommen. Bleibt jemand ledig, so verzichtet er also auf die Vorteile (1), welche ihm eine Ehe einbringt. Allein aber bleiben, ist schlimm genug, und es wäre Unrecht, solche Armen auch noch mit einer Steuer zu belegen.“

Nächstens wird man in Tilburg noch eine Steuer für alle Ehemänner einführen.

Roulette mit Spiritus.

Ein leidenschaftlicher Spieler, der beim Roulette in Monte Carlo sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, goß über den Spieltisch eine Kanne Spiritus (wo er die wohl her hatte?) und zündete ihn an. Bei dem Brande und der Aufregung verlor er den Verstand. Er war das Letzte, was er zu verlieren hatte, aber es ist nicht viel gewesen. Cubert.

Allerlei Wissen.

Dreifache Auslandslehre eines deutschen Gelehrten. Prof. A. v. Giselberg (Wien) wurde von der Schweizerischen Gesellschaft für Chirurgie und von der Britischen Gesellschaft für innere Medizin zum Ehrenmitglied ernannt. Von der Universität Edinburgh wurde er zum Ehrendoktor promoviert.

Ehrgang deutscher Gelehrter im Ausland. Professor Nonne (Hamburg) ist von der Akademie der Medizin in Rom zum Ehrenmitglied ernannt worden. — Professor Otto Meherhof, Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Biologie in Berlin-Dahlem, ist zum Ehrendoktor der Universität Edinburgh ernannt worden.

Uraufführung im Mecklenburgischen Staatstheater. „Advent“, ein Festspiel zur Weihnachtszeit in vier historisch-dramatischen Bildern aus verschiedenen Zeitaltern, Text von Paul Fr. Gersz und Hans Friede, Musik von Gustav Baska, wurde von der Intendantur des Mecklenburgischen Staatstheaters für die laufende Spielzeit zur Uraufführung angenommen.

Ein Mikromotor. Ein Mechaniker in Lincoln (Nebraska) hat sich im Laufe von drei Jahren einen Motor gebaut, den er für den kleinsten der Welt anspricht. Sein Gesamtgewicht beträgt 100 Gramm; er ist auf einem Brettchen von 8 Zentimeter Länge und 5 Zentimeter Breite aufmontiert. Die 58 Teile des Motors sind aus Gold, Silber, Kupfer, Messing und Eisen hergestellt und durch 19 winzige Schrauben zusammengehalten. Verschiedene Teile sind nur mit einem Vergrößerungsglas erkennbar. Der Hersteller hatte auch bei seiner Arbeit Mikroskope benutzt.

Häuser aus Papier. Eine Familie in Rockport, im amerikanischen Staate Massachusetts, hat sich mit 60 000 Zeitungen ein papierenes Haus gebaut, dessen Dach, Wände, Türen und Fußböden und die gesamte Einrichtung nur aus Papier bestehen. Anderes Material ist nur für die Fenster benutzt worden. Die Zeitungen wurden zusammengeleimt und gepreßt, und dann nach Maßgabe des Gebrauchs zerschritten. Es hat schon seit drei Jahren allen Witterungseinflüssen standgehalten.

Ein Rekord in Kleinphotographie. In dem Bestreben, auf kleinster Fläche möglichst viele Bilder zu photographieren, ist es, wie das Archiv für Kriminalogie meldet, dem Forscher Professor Kögel gelungen, auf einem Film von 4x6 Zentimeter nicht weniger als 2400 Bilder unterzubringen, von denen jedes einzelne unter dem Mikroskop deutlich wahrzunehmen ist. Dabei zeigte sich, daß der Film sogar bei starker Vergrößerung keine Kopie-Unreinheiten aufwies, was natürlich auch besonders wichtig ist, weil schon das geringste Korn bei der Vergrößerung die Einzelheiten auf den Bildern beeinträchtigen könnte. Wenn solche Filme mit großer Sorgsamkeit hergestellt würden, ließe sich ihre praktische Verwendung gut durchführen.

Fröhliche Ecke.

Stilleht. „Sie haben antike Gebrauchsgegenstände! Haben Sie auch Louis Ränge?“ — „Gewiß, gnädige Frau!“ — „Wir haben nämlich ein Zimmer, in dem ist alles Louis Ränge. Nun möchte ich gern noch einen echten Louis-Ränge-Saubfauzer haben!“

Aus er Tiefe des Herzens.

Der berühmte und volkstümliche Kanzelredner hatte wieder einmal eine glänzende Predigt gehalten. Vor der Kirche standen Männer und Frauen in Gruppen zusammen und sprachen eifrig über das Ereignis.

„War das nicht eine herrliche Rede?“ fragte eine Frau ganz hingerissen zu ihrem Begleiter.

„Zweifelloß,“ meinte dieser, „aber haben Sie auch alles verstanden?“

„Verstanden,“ antwortete ganz entrüstet die Dame, „o nein, wie könnte ich es wagen, die Rede eines so berühmten Predigers zu verstehen!“

Die böse Mutter (zu einem Herrn, der auf dem Trottoir ausgeglitten ist): „Sie brutaler Mensch! Sehen Sie denn nicht, was Sie mit der Banane meines Babys gemacht haben?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.